№ 4. Vierter Jahrgang. 1843.



Volks-Blatt für die Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 28. Januar.) Druck von F. A. Pompejus.

Der begrabene Bräutigam.

(Fortsetzung.)

4.

Acht Tage nach dem Gespräche, das Derville mit Rosalien gehabt hatte, an einem schönen Junimorgen, ging das wunderlich getrennte Brautpaar von den zwei äußersten Polen der Hauptstadt unter Segel, um sich bei dem gemeinschaftlichen Anwalt zu begegnen.

Die reichlichen Vorschüsse, welche Derville dem Obersten Chabert verabfolgt hatte, vergönnten diesem, standesmäßig zu erscheinen. Er kam in einem netten Cabriolet, hatte eine zweckmäßige Perrücke, war in blaues Tuch gekleidet und trug das Großkreuz der Ehrenlegion am Halse. Mit den äußeren anständigen Umgebungen hatte er auch seine ganze militärische Eleganz wieder gewonnen. Er ging hoch aufgerichtet. Glück und Hoffen schimmerten aus seinen ernsten räthselhaften Zügen; diese schienen verjüngt, gerundeter. Man mochte in Chaberts Erscheinung gar einen jener edlen Trümmer des alten Heeres erkennen, eine jener Heldengestalten, in denen sich damals Frankreichs kriegerischer Ruhm spiegelte.

Der Graf sprang mit Jugendgewandheit aus dem Wagen, und kaum hatte sein Cabriolet umgewendet, so fuhr ein schönes Lougé vor. Rosalie stieg aus, einfach aber vortheilhaft gekleidet.

Derville hatte eben noch Zeit gehabt, den Obersten ins Schlafgemach zu verweisen, ehe Rosalie eintrat. Meine Gnädige, sagte der Erstere, da ich nicht wußte, ob es Ihnen angenehm sei, den Grafen Chabert zu sehen, so empfing ich Sie nicht in Einem Zimmer. — Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Aufmerksamkeit. — Ich habe ein Protokoll aufgesetzt, das Sie jetzt gleich Punkt für Punkt erörtern können. Ich gehe von einer Parthei zur Andern, um Ihre beiderseitigen Ansichten zu ermitteln. — Lassen Sie hören, sagte Rosalie ein wenig ungeduldig. Derville las:

„Zwischen den Unterzeichneten:

Herrn Hyazint Chabert, Graf, Marschall und Großkreuz der Ehrenlegion, wohnhaft zu Paris in der Straße Petit banquier, einerseits,

und dem Fräulein Rosa von Lancestre, Verlobte des befagten Grafen Chabert .... — “

Ueberschlagen wir das, Herr Derville, ohne Umschweife zu den Bedingungen! —

Gnädiges Fräulein, der Eingang erklärt mit wenigen Worten Ihre beiderseitige Stellung. Ferner erkennen Sie den Artikel 1, in Gegenwart von drei Zeugen, zwei Notaren und einem Viehhalter, bei dem Ihr Bräutigam wohnte, Sie erkennen, sage ich, in dem

obengenannten Individuum Ihren ersten Verlobten, den Grafen Chabert. Durch den Artikel 2, macht sich der Oberst Chabert, aus Rücksicht für Ihr Glück, verbindlich, von seinen Rechten nur in den Fällen Gebrauch zu machen, die das Aktenstück anführt . . . . Und diese Fälle, schaltete Derville ein, beziehen sich einzig und allein auf die Nichterfüllung der, in dieser geheimen Uebereinkunft enthaltenen Klauseln. Seinerseits versteht sich Graf Chabert dazu, durch vereinte Bemühungen einen Rechtsspruch zu bewirken, der seinen Todtenschein null und nichtig erklärt, und entläßt Sie jener Verpflichtungen, welche Sie durch Ihre frühere Verlobung mit ihm eingegangen sind.

Das behagt mir ganz und gar nicht, Herr Derville. Ich will keinen Prozeß, Sie wissen ja, warum! — Durch den Artikel 3, fuhr der Advokat mit unerschütterlichem Gleichmuthe fort, verpflichten Sie sich, besagtem Grafen Chabert eine lebenslängliche Rente von 80,000 Franken . . . . — Das ist ja aber viel zu viel. — Können Sie einen billigeren Vergleich finden? — Vielleicht. — Was in aller Welt wollen Sie denn aber, meine Gnädige? — Ich will keinen Prozeß, ich will . . . . — Daß er gestorben bleibe, entgegnete Derville lebhaft. — Mein Herr, wenn 80,000 Franken Einkünfte erforderlich sind, dann lieber vor Gericht! . . . . —

Ja, vor Gericht, rief der Oberst, die Thüre öffnend, mit dumpfem Tone, und stand plötzlich vor seiner Braut, eine Hand in der Weste, die andere gegen den Boden gerichtet, eine Gebehrde, der sein Abenteuer schrecklichen Nachdruck verlieh. Er ist es! klang es im Innern der Gräfin. Viel zu zu viel! nahm der Veteran das Wort von Neuem. Ich gab Ihnen beinahe eine Million, und Sie feilschen um mein Unglück! Auch recht! Jetzt will ich Sie, Sie und ihr Vermögen. — Aber dieser Herr da ist ja nicht Oberst Chabert! rief Rosalie mit erkünsteltem Staunen. Ah! entgegnete der Greis mit tiefer Ironie, verlangen Sie Beweise? Rosalie erbleichte unter der Schminke. Der alte Krieger hielt inne, gerührt von der Qual eines ehemals glühend geliebten Wesens; aber sie warf ihm einen giftigen Blick zu, einen wahren Hyänenblick, so daß er innerlich ergrimmte.

Erlauben Sie, mein Herr, sagte Rosalie zu dem Anwalt, daß ich mich zurückziehe. Ich bin nicht gekommen, um solchen Gräuel anzuhören. — Sie erhob sich und verließ das Gemach.

Derville stürzte ihr nach in die Amtsstube; sie mußte Flügel bekommen haben — sie war nicht zu finden! Als der Anwalt in sein Cabinet zurückkehrte, fand er den Obersten in höchster Wuth. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder. Ich habe damals schlecht gewählt, sprach er vor sich hin, ich ließ mich durch den Schein blenden, sie hat kein Herz.

Nun, Oberst, hatte ich Recht, Sie zu bitten, nicht vorzutreten? Von Ihrer Identität bin ich nun überzeugt. Als Sie erschienen, verrieth das Fräulein eine unzweideutige Gebehrde. Ihr Prozeß aber ist verloren. Ihre Braut weiß, daß Sie unkenntlich geworden sind. — Ich bringe Sie um! — Wahnsinn! Man wird Sie festnehmen und guillotiniren, wie einen gemeinen Verbrecher. Ich will Ihre Streiche wieder gut machen, Sie großes Kind! Gehen Sie nur und sein Sie auf der Hut, ich traue ihr zu, daß Sie Ihnen eine Falle legt und Sie in Charenton einsperrt. Ihr werde ich unsere Akten notificiren, damit wir uns vor jedem Ueberfalle sichern. —

Der arme Oberst gab seinem jungen Wohlthäter nach, und verließ ihn, Entschuldigungen stammelnd. Langsam stieg der Erstere die Stufen der finsteren Treppe hinab. Er war in tiefes Brüten versenkt, niedergedonnert von dem Schlage, der ihn am grausamsten im innersten Herzen getroffen hatte. Da er den letzten Absatz erreichte, rauschte ein Gewand hinter ihm; Rosalie ward sichtbar. Kommen Sie, sagte sie, und nahm ihn auf wohlbekannte trauliche Weise am Arme; dabei tönte ihre Stimme so sanft! Der Zorn des Obersten war schnell erloschen; geduldig ließ er sich an den Wagen führen.

Nun, so steigen Sie doch ein! sagte sie, als der Diener die Tritte herabgelassen hatte, und wie durch Zauber saß der Oberst neben Rosalien im Cougé. Nach Groslay! gebot sie ihrem Bedienten. Fort flogen die Pferde und durchmaßen ganz Paris. —

Mein Herr! redete Rosalie den Oberst mit einem Tone an, der eine jener ungewöhnlichen Erregungen verräth, die unser ganzes Inneres erschüttern. Der alte Krieger zitterte, als er dies einzige Wort vernahm, dies erste schreckliche: mein Herr! Aber es war auch in einem Athem, Vorwurf, Bitte, Verzeihung, Hoffen, Verzweifeln, Frage, Antwort. Alles umschloß das kurze Wort. Es gehörte eine gute Schauspielerin dazu, um so viel Beredsamkeit und Ausdruck in ein Wort zu legen. Tausendfach bereute der Oberst Verdacht, Forderung und Zorn, und senkte die Augen, um seine Verwirrung zu verbergen.

Mein Herr, wiederholte Rosalie nach einer kaum bemerkbaren Pause, ich habe Sie wohl erkannt. — Rosalie, dies Wort ist der einzige Balsam auf meine Wunden. Zwei schwere Tropfen fielen brennend auf Rosaliens Hand, die der Oberst mit Vaterzärtlichkeit drückte. Mein Herr, fuhr sie fort, warum erriethen Sie nicht, wie viel es mich kosten müßte, vor einem Fremden, in einer so unglücklichen Stellung zu erscheinen, wie die meine ist? Muß ich erröthen über meine Lage, so sei es nur im Familienkreise. Sollte dies Geheimniß nicht in unserm Herzen begraben bleiben? Hoffentlich vergeben Sie mir meine scheinbare Gleichgiltigkeit für das Unglück eines Chabert, an dessen Da-

sein ich nicht glauben konnte. Ich erhielt Ihre Briefe, sagte sie lebhaft, da sie in den Mienen des Obersten den Einwurf las, aber sie gelangten erst dreizehn Monate nach der Schlacht von Eylau in meine Hände, waren erbrochen, befleckt, unleserlich geschrieben; so mußte ich fürchten, einem Betrüger als Spiel zu dienen. Um die Ruhe des Grafen Ferraud zu sichern, wichtige Verpflichtungen nicht zu verletzen, sah ich mich also genöthigt, gegen einen falschen Chabert auf der Hut zu sein. That ich Unrecht? Sagen Sie selbst. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Es gab, wie das schon öfters erinnert worden, in der Vorzeit recht gute und vortreffliche Herrschaften, denen es zur zweiten Natur geworden war, das Wohl ihrer Unterthanen nach allen ihren Kräften zu befördern und wahre Väter derselben zu sein. Starb ein Hausvater, so nahmen sie es für bekannt an, daß die Wittwe so lange in der Nahrung oder auf der Stelle bleiben konnte, als es ihr beliebte. Leider gab es aber auch wieder viele, welche, sobald sie nur den Tod eines ihrer ansäßigen Unterthanen vernommen hatten, mit allem Ernst darauf dachten, die Stelle oder das Gut zu verkaufen und an einen andern Mann zu bringen, indem sie dem damals geltenden Prinzip allen möglichen Vorschub leisteten, daß nämlich ein Gut oder eine Stelle unbedingt im Nachtheil stehen müsse, der kein Hauswirth vorstehe. Wenn auch diese Ansicht in so mancher Beziehung gerechtfertiget erschien, so lag doch darunter noch ein anderer Grund verborgen. Wie die tägliche Erfahrung heute noch so viele sprechende Beweise liefert, daß ein Grundbesitz in den Händen einer verständigen und thätigen Wirthin oft sich recht wohlbefindet, so war es auch früher. Allein die eingeführten Laudemien waren nicht selten die erste Ursache, welche die Grundherrschaft so thätig machte und auf den Verkauf des Gutes so emsig drang. Habsucht macht die Menschen oft hart und unerbittlich. Alle Vorstellungen einer ohnehin trostlosen und bekümmerten Wittwe, sie nicht zu drängen, und sie so lange auf der Stelle zu lassen, bis sie den größten Theil der Kinder erzogen habe, fruchteten wenig, wenn sie sich nicht zu dem einzigen Auskunftsmittel entschloß, die Possession auf so lange Zeit für sich zu kaufen, als sie glaubte, die Erziehung ihrer Kinder vollständig bewirken zu können. Das half, denn nun bezog ja die Herrschaft die gewünschten Laudemien, und sie konnte nun so lange auf der Besitzung bleiben, als sie es verlangt hatte. — Ob der Vorwurf, daß, wenn ein sterbender Vater seine Wirthschaft in einem gesetzlich abgefaßten Testamente einem seiner noch minorennen Kinder vermacht und die Mutter, seine Wittwe, zur einstweiligen Verweserin bis zur erlangten Großjährigkeit des Kindes bestimmt hatte, die Wittwe ebenfalls die Laudemien habe bezahlen müssen, begründet sei, läßt sich heute wohl schwerlich beweisen, vielmehr mag er als ein unfruchtbares Raisonnement gelten, das der Vergangenheit nur einen unverdienten Tadel zuweiset.

Der Unterthan arbeitete in allen Lebensverhältnissen, er mochte jung oder alt, reich oder arm sein, immer für seine Herrschaft. War er ein Häusler und hatte er sich in seinen kräftigen Jahren fortwährend für die Vortheile der Herrschaft unabläßig bemüht, setzte er sich in Ruhe, wohnte nun in dem bei dem Verkauf seines Hauses unentgeldlich sich ausbedungenen Stübchen, so hätte man glauben sollen, jetzt sei er von allen herrschaftlichen Diensten frei gewesen und habe dann ungestört dem Abend seines viel bedrückt gewesenen Lebens entgegen sehen können?! Diese Präsumtion wird durch die Erfahrung vollständig widerlegt, denn er mußte spinnen. Das Spinnen war aber für die bedürftigen Leute kein geringes Pensum, weil sie aus dem ihnen zu diesem Behuf verabreichten Flachs das nicht spinnen konnten, was sie sollten, und mußten daher von dem Ihrigen zusetzen. Dieses Spinnen war aber eine von Alters her übliche urbarialmäßige Einrichtung, die nur durch die Güte der Herrschaft ermäßiget werden konnte. Wollte sich diese dazu nicht verstehen, so sah sich der Arme oft genöthiget, da zuzugreifen, wo er etwas fand, weil er nicht durchkommen konnte. So wurde die außerordentliche Dieberei des Hofegesindes, das neben geringem Lohn und schlechter Kost nach beendigter Tagearbeit auch noch spinnen mußte, von allen Seiten unterstützt, und genährt, weil Niemand es für Unrecht hielt, die Herrschaft zu bevortheilen, indem man von dem Grundsatz ausging: was schadet das, die Herrschaft hat ja ohnedies voll auf. Jetzt haben aber diese Verhältnisse durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit eine andere weit freundlichere Gestalt gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiderung
an die Spaßvögel im Volksblatt Nro. 2.

Von einem Gewerbe-Vereins-Mitgliede.

Es müssen die Spaßvögel einen sonderbaren Begriff von dem Thun und Treiben der hiesigen Künstler und Handwerker haben, daß sie sich einbilden, dieselben wären in einen geistigen Schlaf ver-

sunken. Nein liebster oder liebste Spaßvögel, die Sorge um das tägliche Brod hält wohl alle ziemlich wach, welches bei Dir wohl nicht der Fall sein mag, da Du vom 1sten bis letzten des Monats weißt, was Dir durch Deine Anstellung zu Theil geworden und so Deinen Haushalt darnach einzurichten hast. —

Anders ist es bei dem Gewerbetreibenden, der da jeden Morgen beten muß: Herr! gieb uns unser tägliches Brod! und tritt da ein geistiger Schlaf ein, so ist dieser die Folge überhandnehmender Nahrungsorge für die Seinen, die ihn zu Boden drückt, aber keineswegs, daß das Geschäft oder Gewerbe, das er treibt, ihm den Schlaf erlaubte; denn auch das kleinste erlaubt die Unthätigkeit des Geistes nicht, weil dadurch dem Herrn desselben nur Nachtheil entsteht, und um diesen zu verhüten, müssen Meister, Gesell und Lehrbursch stets geisteswach sein.

Auch darfst Du nicht glauben, weil sie nicht gleich Dir um 8 oder 9 Uhr an die Arbeit gehen, und andere Werkzeuge als einen Gänsekiel kennen, auch zur Ausfüllung der ihnen bestimmten Arbeitsfrist, wenn sie nicht Lust zur Arbeit haben, die Zeit mit Lesen von Zeitschriften oder Gedichtemachen zubringen, sie schliefen im Geiste.

Anders ist es bei dem Gewerbetreibenden, dessen Arbeitsstunden nicht gesetzlich festgestellt sind, sondern sich nach dem Verhältniß der Arbeit richten, seine Körper- und Geisteskräfte anstrengen muß, um auch mit seinen Arbeiten in der Mode zu bleiben, und so seinen Kenntnissen einen Fortgang zu verschaffen.

Man glaube ja nicht, es habe in Glatz keine Männer, die solide Arbeiten in Gewerbe-Ausstellungen liefern könnten; nein, sehr viele würden sich finden, aber so etwas läßt sich nicht übers Knie brechen, da alle in eine Ausstellung zu liefernden Sachen Zeit, Mühe und Material erfordern, und wer macht wohl gern ein oder auch mehrere Stück, von denen im Voraus es ungewiß ist, ob sie gekauft werden, da er die Zeit, Mühe und das Material zu Gegenständen anwenden kann, die er oft geschwinder ins Geld setzt und dabei mehr verdient. Dazu kommt noch, daß so viele, die doch auch von oder mit dem Publikum leben, das Vorurtheil haben, als könne nichts Schönes und Gutes hier gemacht werden, und sich lieber alles von Breslau oder andern noch größeren Städten bringen lassen; denn ob sie dort eine unsolide Arbeit theuerer bezahlen, bleibt sich gleich, es ist doch aus der Hauptstadt, und die hiesigen Gewerbetreibenden können sich mit Kleinigkeiten, Reparaturen und dergleichen befassen, um ihren Unterhalt damit zu fristen, und doch werden eine Masse Waaren aus den kleinen nach den großen Städten verkauft und als dortige Erzeugnisse ausgeboten, und die Vaterstadt, wo sie es billiger und solider bekommen, wird in den Hintergrund gedrängt. Diese und mehrere andere Vorurtheile haben bereits die Meisten von einer Gewerbe-Ausstellung abgehalten.

Bestehen nicht schon in mehreren deutschen Städten Gewerbe-Vereine, wo dem unbemittelten Gewerbetreibenden durch Geld und Material aufgeholfen und die von ihnen gefertigte Arbeit geprüft, in dem Verkaufslokal des Vereins zum Verkauf öffentlich ausgestellt, und somit dem unbemittelten Arbeiter zeigen, dem Käufer aber eine solide gute Waare und dem Gewerbe-Verein ein vollkommenes Gedeihen gesichert wird? —

So, liebe Spaßvögel, macht Ihr Euch über einen Verein lustig, der den besten Zweck hat. So wenig ein Kind in acht Tagen laufen lernt, eben so wenig ist es möglich, daß dieses alles in einem Jahre von dem Vereine bewirkt werden konnte, weil dieser noch nicht so viel Geldmittel besitzt, um allen Anforderungen zu entsprechen. Auch würden die Mitglieder sich wohl wenig geneigt fühlen, noch mehr Beiträge, wenn auch diese zur Aushilfe bedürftiger Mitbürger angewendet würden, zu geben, da vielen der Beitrag von 1 Rtlr. jährlich schon zu viel ist.

Selbst die Realschule entgeht Eurem Spotte nicht, und dennoch ist ihr ferneres Bestehen so dringend zu wünschen. So mancher Vater sendet seinen Sohn in andere Städte, um sich für seine ihm für die Folge bestimmten Geschäfte auszubilden, ohne daß er mit Griechisch und Hebräisch geplagt wird.

Möchte es doch auch dem Gewerbe-Verein gelingen, in der sonstigen Realklasse eine sonntägliche Gewerbeschule für Lehrlinge zu errichten, damit die für die Jugend bestimmte Klasse doch auf diese Art fortbestehe.

Von allen Kleingläubigen scheinen mir die Spaßvögel die kleinsten zu sein, da ihnen das Bestehen eines Gewerbe-Vereins unmöglich scheint, und doch schon Jahrhunderte Gewerbe-Verbindungen bestanden und noch bestehen werden. Auch scheinen sie in den Vereinsversammlungen das Erdrücken zu fürchten, aber kommt nur, man wird Euch Vögeln einen Käfig bauen lassen, darin könnt Ihr sitzen und zuhören, ohne daß man Euch drückt, und noch obendrein die sonderbare Art Vögel ohne Federn bewundern wird.

Charade.

Es muß das ganze Wort, hat man's mit List gefangen.
Durch seiner Dritten Kraft hoch an den Ersten hangen.

Auflösung des Räthsels in Nummer 3:
„Roma. — Amor."

Hiezu eine Beilage.